

Handyfilme

Vor etwa 17 Jahren tauchte das erste Handy mit einer integrierten Kamera auf und aus einem anfangs eher seltenen (und noch über Jahre verpixelten) Vergnügen wurde eine technische Selbstverständlichkeit. Die sogenannten Digital Natives beglücken sich mittlerweile eifrig über Facebook, WhatsApp und Co. gegenseitig mit ihren Medienprodukten. Basierend auf einem Forschungsprojekt, das mit Schweizer Jugendlichen durchgeführt wurde, nähern sich Ute Holfelder und Christian Ritter in *Handyfilme als Jugendkultur* diesem Phänomen. Sie definieren den Begriff „Handyfilm“ aus zwei Richtungen: zum einen als rein technischen Aspekt eines mit dem Handy digital aufgezeichneten Videos, zum anderen als kulturelle Praxis der mit dem Handy filmenden Akteure. Die Autoren schränken ihre Definition eines Handyfilms allerdings stark ein: „Explizit nicht gemeint sind [...] Filme, die mit einem Handy in künstlerischer Absicht hergestellt werden, oder solche, die nachträglich modifiziert werden“. Es geht also um Videoschnipsel, die in einem Take aufgenommen wurden, um einen „von nicht professionellen Akteuren in privatem Rahmen hergestellte[n] Film, mit dem alltägliche Situationen dokumentiert werden“. Was so nicht stimmt: Viele der von den Autoren im Verlauf des Buches evaluierten Handyfilme haben weder ausschließlich dokumentarischen Charakter, noch entstehen sie grundsätzlich ohne jedwede künstlerische Intention. Neben der Alltagsbewältigung und der Aneignung pop- und jugendkultureller Diskurse sehen die Autoren im Identitäts- und Beziehungsmanagement der Jugendlichen

eine der zentralen Funktionen von Handyfilmen. Letzteres erfolge u. a. über die Selbstinszenierung der Jugendlichen in ihren Filmen. Auch wenn diese Selbstinszenierungen häufig spontan entstehen, sind es immer noch Inszenierungen, denen ein künstlerischer Anspruch nicht per se abgesprochen werden kann, genauso wenig wie die als weitere Beispiele herangezogenen Parodien eines Pop-songs oder eines Tanzvideos. Die kulturwissenschaftliche Herangehensweise der Autoren ermöglicht das Verstehen der Faszination Jugendlicher für das Format „Handyfilm“, ihr Fokus liegt dabei auf den sozialen Handlungen, dem Aufnehmen, Ansehen, Archivieren, Verschicken oder Teilen im Internet: Handyfilme „ermöglichen den Jugendlichen, alltägliche Erfahrungen innerhalb ihrer sozialen Gruppe verhandelbar zu machen, und schaffen ihnen Möglichkeiten, ‚Identitäten‘ zu entwerfen“. Die Filme hätten dabei eine doppelte Funktion: Zum einen vermittelten sie eine Botschaft und seien Kommunikationsmittel, zum anderen werden sie durch das gemeinsame Ansehen und Diskutieren selbst Kommunikationsgegenstand. So könne z. B. der filmische Nachweis, ein bestimmtes Ereignis erlebt zu haben, die soziale Positionierung des Jugendlichen beeinflussen; bei mehreren Protagonisten in einem Film entstehe wiederum ein (zumindest temporäres) Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Akteuren. Häufig sei dabei die Intention, den Film zu teilen, bereits bei der Aufnahme vorhanden, auch hier diene der Film bzw. das Teilen der Pflege von Beziehungen und der sozialen Verortung. Und auch die Selbstbetrachtung des Jugendlichen ohne weitere Zuschauer erfülle Funktionen: Das

Betrachten der Aufnahme sei wie ein Spiegel, der das Testen seiner Wirkung und seiner Fähigkeiten ermögliche – man sehe sich aus der Perspektive der anderen. Über Selbstdarstellung und anschließende Selbstbetrachtung könnten so Identitätsentwürfe überprüft und gegebenenfalls korrigiert werden. Dass sich bei den untersuchten Filmen bestimmte Motive und ihr Inszenierungsstil häuften, liegt nach Ansicht der Autoren am „Versuch, eine spezifische Bildsprache zu bedienen“: Symbole, die die Peergroup miteinander teilten. Das ist auch naheliegend: Im Laufe ihrer Mediensozialisation eignen sich Jugendliche ganz selbstverständlich, quasi nebenbei, jede Menge Wissen um die Gestaltung audiovisueller Medien an. Gerade dieser Punkt ist für (Medien-)Pädagogen spannend, da die „Aneignung und Transformation von Inhalten aus der globalen Popkultur in den jugendkulturellen Alltag“ neben der Reflexion des eigenen Medienumgangs ein hohes kreatives Potenzial freilegen kann. Mit diesem Aspekt beschäftigen sich die am Ende vorgeschlagenen fünf Module für die schulische und außerschulische Medienbildung – explizit nicht als Anleitung zum „besseren“ Filmen mit dem Handy, sondern um das Handyfilmen zu reflektieren. Das Buch macht klar: Handyfilme erfüllen weit mehr Funktionen und sind wesentlich vielfältiger als die häufig befürchteten Handyfilm-Pornos oder „Happy-Slapping“-Clips. Handyfilme sind kein notwendiges Übel heutiger Jugendkultur, sondern im Gegenteil eine Ressource, mit der pädagogisch (und künstlerisch) gearbeitet werden kann und sollte.

Jan Rooschütz



Ute Holfelder/Christian Ritter:
Handyfilme als Jugendkultur. Konstanz 2015:
UVK. 150 Seiten, 19,99 Euro